Die natürliche Meridianzählung.

Die Frage nach der Wahl des Nullmeridians ist wieder einmal in den Vordergrund der wissenschaftlichen Erörterungen getreten; das Bedürfniß nach Einigung in diesem Punkte ist bei allen Kulturvölkern vorhanden. Die Längenzählung nach dem Greenwicher Meridian hat sich in den letzten Decennien überwiegende Geltung verschafft und dominirt unbestritten auf allen oceanischen Karten, welche zumeist auf Grundlage der Originalkarten der britischen Admiralität entworfen sind. Der Zeitströmung folgend, hat Stieler's Schulatlas, der im abgelaufenen Jahre seine 61. Auflage erlebt hat, diese Zählung auf allen Kärtchen einheitlich durchgeführt.

Eines ist sicher: der Meridian von Ferro hat sich überlebt, er gehört bereits der Geschichte an. Er ist ein Reflex der Traditionen des Alterthums gewesen, das in den „Säulen des Herakles" und später in den „glücklichen Inseln" (den Canarien) die äußersten Marken der Erde gegen Sonnenuntergang erblickt hatte. Für uns bildet der atlantische Ocean keine Schranke, im Gegentheil, seit Anwendnng der Dampfkraft auf die Schifffahrt ist diese verhältnißmäßig schmale Fahrstraße — eine Fahrzeit von nur zehn Tagen trennt Liverpool von New York — der Tummelplatz des Verkehrs zwischen dem Westen der alten und dem Osten der neuen Welt geworden, und niemals wird der Atlantic seinen hohen verkehrsgeographischen Rang an einen anderen Ocean verlieren. Die geographische Wissenschaft muß darauf bedacht sein, diese wichtige Fahrstraße in ihrer ganzen Ausdehnung von Ost nach West mit Hauptmeridianen (0 Grad und 90 Grad) zu begrenzen. Der Nullmeridian von Greenwich erfüllt diese Aufgabe nicht genau, er scheidet die Nordsee, die als offenes Meer ein wesentliches Glied des Atlantic bildet, von dem großen Ganzen ab und weist die Hauptausgangspunkte des atlantischen Verkehrs für Mittel-Europa, Hamburg, Bremen und Antwerpen dem Osten zu. Das stolze Albion kann zu einer geringfügigen Concession an die Wissenschaft die Hand bieten. Der Meridian von Greenwich, einmal und mit Recht in allen nautischen Karten eingebürgert, werde immerhin als Basis der geometrischen Längeneintheilung der Erdoberfläche beibehalten; einzig die Verschiebung der Ziffernreihe um zehn Grade nach Osten möge Platz greifen, weil sie sich bei objektiver Erwägung der Configurations-Verhältnisse der oceanischen und terrestrischen Räume als nothwendig herausstellt.

Wenn wir unseren Blick auf den pacifischen Ocean richten, so gewahren wir sogleich die Thatsache, daß die Gegenhälfte des Nullmeridians von Greenwich, der Grad 180, das Wrangell-Land und die Tschuktschen-Inseln, unwesentliche Theile des asiatischen Continents, durchschneidet, während wir es doch a principio lieber sehen würden, daß diese wichtige Marklinie durch die Behringsstraße striche und die Continente Asien und Amerika auf's genaueste schiede. Dieser natürliche Wunsch wird sofort erfüllt, wenn wir um zehn Grade ostwärts rücken und den 180. Längengrad an Stelle des bisherigen 170. westlicher Länge von Greenwich setzen. Wie leicht prägt sich dann dem Gedächtniß der Satz ein: der 180. Längengrad berührt das Ostcap (den äußersten Punkt Asiens im Osten), durchschneidet die Behringsstraße und Lawrence-Insel, berührt die Samoagruppe (den historischen Ausgangspunkt aller polynesischen Stämme) und theilt den pacifischen Ocean in zwei gleiche Hälften.

Wenn wir dann Amerika betrachten, so wird in uns der Wunsch rege, daß der 90. Grad westlicher Länge eine natürliche Scheidegrenze bilde und für Nord- und Südamerika das Werk der durch die physikalischen Verhältnisse gebotenen Abtrennung in zwei Continente vollziehe. Der heutige 90. Grad streicht durch indifferente Gebiete, durch Yucatan und Guatemala. Wenn wir ihn aber zehn Grade ostwärts rücken, so berührt er den Hafen von Colon (Aspinwall) auf der Landenge von Panama und erfüllt vollauf die gesetzte Bedingung. Jeder Laie merkt sich den Satz leicht: der 90. Grad westlicher Länge scheidet die Bai Hudson in ihrer südlichsten und tiefsten Einbuchtung, hierauf in der Nähe der Niagarafälle den Eriesee, geht über Pittsburg nach dem atlantischen Hafen Charleston, bestreicht Florida im Osten, schneidet Cuba und trennt mitten im Isthmus von Panama den nordamerikanischen vom südamerikanischen Continent ab. Die Häfen von Peru und Chili lägen dann ostwärts, die von Central-Amerika, Mexico und Californien westwärts von dieser natürlichen Grenzlinie. Diese würde zwar den wesentlich binnenmeerähnlichen Golf von Mexico vom Atlantic abschneiden, dafür blieben aber die wichtigsten amerikanischen Häfen, welche von europäischen Schiffen besucht werden, sammt und sonders auf der rechten Seite dieser Grenzlinie, welche den wahren Westrand des atlantischen Längenstromes darstellt. Dieser 90. Meridian verdient so recht eigentlich den Namen des „amerikanischen".

Kehren wir nach Europa zurück. Der Leser weiß, worauf wir abzielen. In welcher Weise wird sich der von uns vorgeschlagene Nullmeridian (= dem heutigen 10. Grad östlicher Länge von Greenwich) dem Gedächtniß einprägen? Der Nullmeridian trennt Spitzbergen von der Grönlandsee, das nördliche Eismeer vom atlantischen Ocean, betritt Norwegen im Throndhjemford und verläßt es am Ausgange der Bucht von Christiania, durchschneidet den Skagerrack und Jütland, ferner Schleswig und Hamburg, zertheilt Deutschland in eine West- und Osthälfte (über Göttingen und Ulm), ebenso die Alpen im Berninastock in eine West- und Osthälfte, betritt am Ende des ligurischen Apennins das Mittelmeer, das er naturgemäß in eine Ponente und Levante zertheilt, und bei Tunis den afrikanischen Continent, dessen Saharagebiet durch ihn in zwei gleiche Hälften geschieden wird, und erreicht in der Bucht von Biafra den innersten Winkel des Meerbusens von Guinea; die Westküste Südafrikas bleibt dann rechts liegen, wie denn Capetown als Mittelstation nach Indien mehr dem indischen als dem atlantischen Gebiet angehört. Dieser „europäisch-afrikanische" Hauptmeridian bildet die wahre Ostgrenze des Atlantic und erfüllt alle natürlichen Forderungen, die wir an einen Nullmeridian zu stellen berechtigt sind, weit besser als der von Greenwich, für den allerdings die Bedeutung Londons als der Weltmetropole ihr Machtwort einlegt.

Wenn wir wiederum 90 Grade ostwärts rücken (also zum heutigen 100. Grad östlicher Länge von Greenwich), so finden wir, daß der echte „asiatische" Meridian im Taimir-Golf anhebt, Sibirien, den Altai und die Mongolei zertheilt, am Ostrande der tibetischen Bodenanschwellung und Birmas vorbei zu der innersten Bucht von Siam gelangt und den Hals der Halbinsel Malakka, sowie Sumatra durchschneidet. Die Malakkastraße ist aber die wahre Grenze zwischen dem indischen Ocean und dem finnischen Meere. Zwischen dem Nullmeridian von Hamburg und diesem „asiatischen" Meridian liegt Ost-Europa mit seinem continentalen Klima, die Levante, ferner ganz Ost-Afrika und die asiatische „Zone der Religionsstifter" mit den dichtbevölkerten indo-englischen Landen bis Pegu und Tenasserim, endlich der indische Ocean in seiner ganzen Ausdehnung.

Den Verlauf des 180. Längegrades haben wir bereits geschildert. Zwischen diesem und dem vorigen liegt das eigentliche Ostasien (Japan, die Sunda-Inseln, China), ganz Australien mit Neuseeland, Malanesien und die Westhälfte des pacifischen Oceans und der größte Theil des nordamerikanischen Continents. Wir können ihn darum den „pacifischen" Meridian nennen.

Vorliegende Längeneintheilung hat sich uns als ein Resultat der Configuration der oceanischen und continentalen Räume als Naturnothwendigkeit ergeben; die von uns definirten vier Hauptmeridiane finden wir auf der Erdoberfläche gleichsam vorgezeichnet. Für uns ist kein Grund vorhanden, an der geometrischen Längeneintheilung nach der geographischen Lage der Sternwarte von Greenwich zu rütteln; die geringe Correctur, die wir als geographisches Postulat befürworten, besteht nur in der Zahlenverschiebung um 10 Grade. Unseres Erachtens ist es sogar einerlei, ob zum Ausgang der Zählung der „amerikanische", der „pacifische" der „asiatische" oder der der „europäisch-afrikanische" Meridian gewählt wird; zu diesen vier natürlichen Meridianen aber wird die geographische Wissenschaft, die nur objectiven Erwägungen zu folgen hat, allezeit zurückkehren. Selbst wenn sich die heutigen Macht- und Culturverhältnisse gründlich ändern sollten, wenn die „neue Welt" in ihrer nördlichen, wie in ihrer südlichen Hälfte das alte Europa eben so überflügelt haben wird, wie Europa seit geraumer Zeit die orientalische Welt überholt hat, wird die natürliche Meridian-Eintheilung zu Recht bestehen bleiben — höchstens, daß dereinst die Frage Geltung gewinnen wird, ob nicht doch der „amerikanische" Meridian zum Range des Nullmeridians erhoben werden sollte.

Dr. Wilhelm Tomaschek.

Der Schaden der Polizeistunde.

In einer süddeutschen Residenz, was aber wohl richtiger norddeutsch heißen muß, ist jüngst dem obersten Leiter der dortigen heiligen Hermandad ein Geschichtchen passirt, welches in zahlreichen Kreisen Stoff zum Lachen gegeben hat. In jener Stadt herrscht nämlich laut Gebot des gestrengen Oberen über alle Schutzleute zu Fuß und zu Pferde, über alle Geheim- und Kriminalpolizisten die Polizeistunde, welche allen Kneip- und anderen Genies zum Aerger erfunden zu sein scheint: denn bei einer den Inhaber der Gastwirthschaft und zugleich die Gäste selbst treffenden Geldstrafe muß das Lokal um die zweite Nachtstunde geräumt sein. Jüngst sitzt nun unser Polizei-Präsident, ein gesellschaftlich überaus jovialer Mann, dem es im Traum nicht einfallen würde die „Fourchambolts" zu verbieten, und dem man mit Recht eine ganz intime Kenntniß des Nierensteiner Pirsporter und der Liebfrauenmilch nachrühmt, in dem gemüthlich warmen Winkel einer Weinstube, und im anregenden Gespräche über Gambetta und den letzten Ball beim Prinzen X., über Chanzy und die schöne Frau von O. fliegen die Stunden dahin. Da plötzlich....öffnen sich die Thüren und herein treten....zwei Gendarmen, welche unter Hinweis auf die vierte Morgenstunde nicht allein den Wirth notiren, sondern auch die Namen sämmtlicher am Stammtisch noch zechenden Gäste ins Dienstbuch eintragen. Lauter sehr honette Leute! „Geheimer Ministerialrath A.", „Professor v. B.", „Reichsrath Graf C.", „Major v. D.", da .... Allmächtiger, ... ja, da sitzt ja auch....der.... Polizeipräsident! Sprachloses Erstaunen Seitens der Untergebenen, erstaunliche Sprachlosigkeit Seitens des Vorgesetzten....Homerisches Gelächter aller Umsitzenden! Se. Excellenz aber hatten am nächsten Tage, unter besonderer Belobigung der beiden Gensdarmen, welche pflichtgetreu den Herrn Polizeipräsidenten dem Herrn Polizeipräsidenten anzeigten, der Reichsmarken drei erlegt. Und die Moral von der Geschicht: Wenn Du nicht willst, daß Dir's geschicht, verfüge keine Polizeistund nicht.

— Billige Freude. Oberst: „Sagen Sie, Herr Hauptmann, in welcher Weise haben Sie während Ihres Detachements den Königstag gefeiert, da vergessen wurde, Ihnen die Zulage für die Mannschaft zuzusenden?" — Hauptmann: „Herr Oberst, ich habe die Compagnie Morgens von 8—11 Uhr exerciren lassen — war absichtlich unzufrieden und gab der ganzen Compagnie Zimmerarrest. Um 12 Uhr ließ ich die Compagnie wieder antreten und schenkte ihr, des Festtags halber, die diktirte Strafe, worüber große Freude herrschte."

— An der Theaterkasse. „Herr Kassirer, wir möchten zwei Stehplätze — aber ja unmittelbar nebeneinander!"

Der letzte Hexenprozeß in England.

Der berühmte englische Jurist, Sir John Holt, im Jahre 1709 Lord Oberrichter an dem Gerichtshofe Kings Bench in London, hatte in seiner Jugend als Student manchen tollen Streich gemacht und unter anderen einst mit mehreren gleichgesinnten Freunden einen Ausflug unternommen, bei dem sie ihr ganzes Geld ausgaben, so das sie sich zuletzt trennen mußten, um sich einzeln, so gut es eben gehen wollte, nach der Hauptstadt durchzuschlagen. Holt kam in ein Dorfwirthshaus, bestellte sich ein bescheidenes Abendessen nnd ein Bett und trat dann in das Gastzimmer, in welchem die in die Nebenstube führende Thüre offen stand. Dort lag ein kleines Mädchen im Bett, und als der junge Mann näher trat, erzählte ihm die Wirthin auf seine Frage, daß das Kind seit Monaten das Fieber habe und dieses aller ärztlichen Kunst zum Trotze nicht weichen wollte. Der Student schüttelte mit wichtiger Miene das Haupt und sagte, man möge sich beruhigen, er werde das Kind heilen. Er schrieb einige unsinnige Worte auf ein Pergamentstückchen, rollte dasselbe zusammen und befahl, es dem Kinde an das Handgelenk zu binden. Der Zufall fügte es, daß das Fieber wirklich wegblieb, und die Eltern des Kindes gaben ihrer Dankbarkeit gegen den vermeintlichen Retter desselben dadurch Ausdruck, daß sie ihn mit dem Besten, was das Haus bot, bewirtheten und nöthigten, noch einige Tage zu bleiben.

Als er endlich abreisen und bezahlen wollte, erschöpften sie sich auf's Neue in Danksagungen und nahmen keinen Pfennig an. Vergnügt, bei seinem Geldmangel so glücklich davongekommen zu sein, wanderte der Bruder Studio der Heimath zu. Viele Jahre vergingen; Holt war Richter geworden und hatte als solcher in Amtsgeschäften die gegend zu besuchen, wo er einst jenen Jugendstreich ausgeführt hatte. Es war Gerichtstag im Orte, und unter anderen Verbrechern wurde ihm auch eine alte Frau vorgeführt die der Hexerei beschuldigt war. Mehrere Zeugen schworen, die Angeklagte besitze ein Zaubermittel, mit dem sie krankes Vieh gesund und gesundes krank machen könne; man habe sie bei der Anwendung dieses Zaubermittels ergriffen und dasselbe könne vorgelegt werden. Der Richter verlangte dieses Zaubermittel zu sehen und man brachte einen schmutzigen, mit Bindfaden umwickelten, aus Lumpen bestehenden Ball herein. Man nahm ihn vorsichtig auseinander und entdeckte in der Mitte ein Stückchen Pergament, das Holt sofort als dasjenige erkannte, welches er einst der Wirthin als Mittel gegen das Fieber übergeben hatte.

Einige Minuten schwieg er bestürzt, dann ließ er den Saal von den Zuhörern räumen und bat die Geschworenen, ihm kurzes Gehör zu schenken. „Ich muß Ihnen ein kleines Erlebniß aus meinem Leben erzählen, meine Herren," begann er; „wenn es auch für meine jetzige Stellung sich wenig schickt, Jugendstreiche zum Besten zu geben, so muß die Rücksicht doch schwinden, wenn es sich darum handelt, ein unschuldiges Menschenleben vor schwerer Strafe, vielleicht gar vom Tode zu retten. Die Schriftzüge auf diesem Papiere sind einst in jugendlichem Uebermuthe von meiner Hand geschrieben worden, und das Stückchen Pergament ist nichts weniger als ein Zaubermittel." Er erzählte nun den Vorfall der Wahrheit gemäß, und sein Bericht machte einen solchen Eindruck, daß zum Staunen des Volkes nicht nur die vermeintliche Hexe freigesprochen, sondern in Folge dieses Vorfalls auch fortan Niemand mehr in England der Zauberei beschuldigt und angeklagt wurde.

Kommt ein Vogel.

Kam einstmals ein Vogel geflogen
Viel Meilen übers Meer,
Der hatt' keinen Zettel im Schnabel,
Und doch war der Schnabel nicht leer!

Zu einem Mädchen, das träumend
An einem Fensterlein saß,
Flog eilend der luft'ge Geselle
Und überbracht' ihr den Spaß....

Von deinem Schatz — so sprach er —
Deß Wünsche ich bestens besorg',
Bring' ich dir dieses Kindlein:
Mein Name ist Freiherr von Storch!

Des Mägdleins Sinne schwanden,
Vergehend in Sorge und Gram —
Derweil zu 'ner andern Dame
Ein kleines Vögelchen kam.

Das hatt' von derselben Adresse
Im Schnabel ein rosiges Blatt,
Darauf war deutlich geschrieben,
Wie innig lieb er sie hat.

Sie war des Herrn Teiteles Tochter,
Alt, häßlich, krumm und schief,
Doch reich an blanken Dukaten:
Ihr galt der Liebesbrief.

Gedankenspähne.

Mehr ist — so will's mich bedünken —
Mehr ist, als Weiber, der Wein.
Wein kann man lieben und trinken,
Weiber nur lieben allein.

Der Pessimist glaubt, was er fürchtet,
Der Optimist glaubt, was er hofft.

Wem Arbeit ein Vergnügen ist, dem ist Vergnügen eine Arbeit.

Im Wasser schließt den späten Lauf
Die Sonn', steht früh im Wasser auf,
Ging sie einmal im Weine unter,
Sie würde 's ganze Jahr nicht munter.

— Zu viel verlangt. „Aber, Hirschberg, Du wirst doch nicht wollen schlafen im Concert?" — „Warum nicht? Hab' ich doch bezahlt die Loge mit zwanzig Mark, soll ich auch noch überwinden den Schlaf für den wohlthätigen Zweck?"

— Im Restaurant. A.: Wie, mein Herr, Sie geben noch Trinkgeld? Haben Sie denn nicht Professor Ihering's Aufsatz über das Trinkgeld gelesen?

B. (guthmüthig): Nun, der Ihering war auch sein Lebtag nicht Kellner.

Der Onyx von Schaffhausen.

Eine der werthvollsten und interessantesten kunstantiquarischen Kleinodien in der Schweiz ist der Onyx, welchen die Stadt Schaffhausen besitzt. Derselbe gehört zu den prächtigen Beutestücken der Schweizer nach ihrem Siege über den Herzog Karl den Kühnen von Burgund bei Granson im Jahre 1475. Dieser Onyx ist eine antike Camee. Bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Stiftungsfeier der historisch-archäologischen Gesellschaft in Schaffhausen ist diese antike Onyx-Camee aus dem Besitz des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund zum Gegenstand einer gelehrten, vorzüglich illustrirten Abhandlung erwählt worden, aus welcher, als das Wichtigste, Folgendes zu entnehmen ist: Diese Camee zeigt eine weibliche Gestalt mit einer Krone; in der rechten Hand ein Füllhorn, in der linken den Caduceus oder Schlangenstab des Merkur; mithin eine Pax. Diese römische Camee ist geschnitten zum Schlusse des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, und zwar ohne Zweifel zum Gedächtnisse der Umbildung oder Reorganisation des Kaiserreiches unter Vespasian, nach Niederwerfung der nationalen Revolution in Gallien, in Germanien und Judäa. Es lassen sich mithin ganz genau die Jahre 60 bis 82 nach Cristo angeben. Die Fassung ist mittelalterlich und von höchstem Kunstwerthe. Diejenigen, welche sie so prächtig fassen ließen, erkannten offenbar den hohen Werth des Steines. Der goldene Reif besteht zunächst in einem dreifachen Lorbeerkranze und ist des Weiteren mit goldenen Löwen und Adlern geschmückt, zwischen denen bunte Edelsteine und Perlen mit goldenen Blattornamenten angebracht sind. Auf der Rückseite dieses kostbaren Schmuckstückes ist ein silbernes vergoldetes Plättchen, in welches ein Ritter gravirt ist mit einer Inschrift, welche besagt, das dieses Pretiosum, wahrscheinlich als Medaillon an einer goldenen Halskette zu tragen, dem Grafen Ludwig Frohsburg gehört habe. Während der französischen Besitznahme Schaffhausens im Jahre 1798 wurde dieses Kleinod von dem berühmten Geschichtsschreiber Johannes v. Müller, dem „Thukydides der Schweiz", sorglichst verborgen. Johannes v. Müller schreibt darüber an seinen Bruder: „Die burgundische Reliquie ruht sicher in meinem Pulte." Nun befindet sich dieselbe mit allen anderen kommunalen Kostbarkeiten in dem Stadthause von Schaffhausen.

Katheder-Blüthen.

— Die Bauern waren so arm, daß sie nicht einmal ihre Nothdurft befriedigen konnten. —

— Wann haben wir heut' wieder die nächste Stunde? Ich glaube, Dienstag.

— Die Maiskuchen sind schon ein altes Gewächs.

Wenn's nächstes Mal Nachmittags wieder finster wird, so können Sie es mir früh Morgens sagen.

— Ihre Buchstaben lassen sich hören.

— Das Bett des Cicero war so eingerichtet, daß er am Morgen ruhig darauf liegen bleiben konnte.

— Wissen Sie nicht, daß Sie dazu da sind, sich alles Gute und Böse anzueignen?

— Wie ich vor siebzehn Jahren hierher kam, waren in Secunda lauter bärtige, breitschulterige Leute, die jeden Augenblick Hoffnung hatten, Familienväter zu werden.

— Cäsar behing sich mit Salben und anderem Krame.

— Die Alten waren lange nicht so romantisch wie wir; wenn wir an alten Burgen vorübergehen, so denken wir unwillkürlich an das Ritterwesen im Mittelalter und führen uns jene Zeiten vor den Sinn. Sehen Sie, an das Alles dachten die Alten nicht.

— Auf dem Lande hat man die Annehmlichkeit, alle Morgen die Sonne auf- und niedergehen zu sehen.

— Das bei den Protestanten regelmäßig gefeierte Ernte-Dankfest tritt uns in seiner jetzigen Gestalt zuerst im Jahre 1494 entgegen.

— Der einzige Mann, der bei dem Aufstand des Nika den Kopf oben behielt, war die Kaiserin Theodora.

— Haben wir von der allemannischen Sprache Ueberreste und warum nicht?

— Dies ist zwar selten, kommt aber doch häufig vor.

— Demosthenes hatte blos den einen Fehler, in zu später Zeit geboren zu sein.

— Maximilian führte die Vormundschaft über seinen verstorbenen Sohn.

— Klopstock hatte ein Begräbniß, wie sich dessen wenige Könige rühmen können.

— Sie begehen ja durch diese Satzbildung einen Selbstmord an der lateinischen Sprache.

— Luther starb, nachdem er in derselben Stadt geboren worden war.

— Zwei Baumriesen. Eine gewaltige Fichte steht im Affenthal, Revier Rapperszell bei Eichstätt, der etwas ovale Stamm hat über 2 Meter Durchmesser und kann nur von 4 Erwachsenen umspannt werden. Er mag noch 50 Meter hoch sein, obwohl der Blitz einen großen Theil des früher thurmhohen Riesenbaumes abgeschlagen hat. Auf den gewaltigen unteren Zweigen haben sich, wie Lichter auf einem Weihnachtsbaume, wieder junge Fichten angesetzt, die so dem Urbilde von Kraft eine seltene Vollendung geben. Ein anderer Riese derart wurde vor einigen Tagen gefällt, es war eine Eiche in der Wartei Schlott des Reviers Schottenhof bei Kelheim, die vielleicht noch die Zeiten Karls des Großen gesehen hat. Dieselbe hatte einen Stockumfang von 8 Meter und einen mittleren Durchmesser von 2 Meter. Ein Abschnitt von 5 Meter Länge enhielt 14 Cubikmeter Nutzholz und hat einen Werth von 500 bis 600 Mark, ein einzelner Ast gab 10 Ster Brennholz. Im Ganzen ergab der Baum 62 Ster Brenn- und Nutzholz. Die Holzhauer mußten, um den liegenden Stamm verarbeiten zu können, auf einem Holzstoß sich aufstellen. —

Gustave Dore.

Die Zeit ist noch nicht weit hinter uns, wo man behauptete, „wie die Nachtigallen hungern mußten, um ihre schönsten Melodien hören zu lassen, wie der Schlag das Eisen stähle und dem Stahl den Funken entlocke, so bringe ein Dichter, ein Künstler erst unter den zermalmenden Hieben des Elends die entzückenden Meisterwerke des freien Genius hervor."

Unsere zum Widerspruch geneigte Zeit hat den alten Ammensatz, daß „die reichen Leute die gescheidtesten Kinder haben," wohl zuweilen in sein Gegentheil umzukehren versucht, aber der wohlthätige Blitz des heiligen Feuers fährt bald in Paläste, bald in Hütten, um den Funken der Kunst in Herz und Auge eines Säuglings zu senken. Und so fiel denn die köstliche Gabe der Feen, die Gabe, Alles was geschieht und geschehen ist, lebendig vor sich zu sehen und zu erfassen, dem jungen Gustave Dore schon bei seiner Geburt am 6. Januar 1832 zu und verlieh ihm die Anwartschaft auf so großen Ruhm, daß ihn heute Groß und Klein von Pol zu Pol kennt und daß sein Name noch aus dem Munde der Kinder dankbar ertönen wird, wenn so manche andere Berühmtheit des Tages längst vergessen sein wird. Die Eltern Dore's waren wohlhabende Leute. Sein Vater war Ingenieur in Straßburg und gab ihm unter den Augen der liebevollen Mutter den ersten Unterricht im Zeichnen. Als Dore's Eltern nach Bourg übersiedelten, besuchte er dort und später in Paris die höheren Schulen. Schon im Alter von 11 Jahren veröffentlichte er Lithographien, welche Szenen des Volkslebens und der afrikanischen Feldzüge darstellten. Beim Geschichtsunterricht im Pariser Lyceum Charlemagne bat ihn der Lehrer öfters, die eben vorgetragene Episode durch ein Bild den Mitschülern zu veranschaulichen, welcher Aufforderung das gutmüthige heitere Kind stets zum großen Gaudium der Klasse nachkam. 1848 finden wir den 18jährigen Jungen als Mitarbeiter des illustrirten Witzblattes „Journal pour rire" und Herausgeber einiger vielbeachteten, heute mit Gold aufgewogenen „Albums". Und nun beginnt die prodigiöse Reihe von Zeichnungen, mit welchen Dore, ohne einen Tag seinem höheren Kunststreben untreu zu werden, die Meisterwerke der Dichter aller Nationen „illustrirte"—das Wort im schönsten Sinne genommen, nämlich „erleuchtete". Niemals so zuvor hat der darstellende Künstler dem Dichter so mit dem Griffel gleichsam die Worte, die Situationen abgelauscht, niemals so ihren Ideen eine sich tief einprägende charakteristische Form gegeben.

Shakespeare, Goethe, Dante, Balzac, Rhabelais, Ariost, Lafontaine, Moliere, Montaigne, Milton, Coleridge — wenn sie sehen könnten, wie Dore ihren Schöpfungen Leben eingehaucht, wie würden sie ihm als Mitarbeiter, als Mitstreiter Dank und Gruß bieten! Und hätte er sie so treu zu interpretiren vermocht, wenn er nicht seinen Geist ganz in ihre Werke hätte versenken können, seinen eigenthümlichen Geist, der doch wieder all' diesen Illustrationen seinen Stempel aufdrückte. Und Du, weiser und guter, trauriger Ritter von der Mancha, wer hat Dich und Deinen prosaisch klugen Knappen Sancho Pansa besser verstanden, wer Eure denkwürdigen Abenteuer mehr verherrlicht, als Dore! Und erst Dornröschen und Aschenbrödel und die holden gütigen Feen! Sie sind die Meisterwerke seines Stifts, und gewiß waren es die Mutter und die „Gode" in Straßburg, die Perraults Märchengestalten — vielleicht in deutscher Mundart — seiner kindischen Phantasie so lebhaft vorführten, daß ein Kind, das sie einmal in Dores Bildern gesehen, sich keine andere Vorstellung mehr von ihnen machen kann. Ein gleiches mag von seinen großartigen Bibel-Illustrationen angenommen werden, die das heilige Buch in verschiedenen Ausgaben schmücken. Der Raum eines Feuilletons würde nicht ausreichen, um die Illustrationen, durch die sich Dore populär gemacht hat, auch nur mit den bloßen Titeln aufzuzählen. Außer einer Unmasse von Sammelwerken, Reisebeschreibungen, Albums u. s. w., die er mit Zeichnungen ausgestattet, brachten auch fortwährend die illustrirten Blätter Europas und Amerikas Produkte seiner genialen Hand.

Und alles das spielend, leicht, gefällig erzeugt! Und der Mensch dabei stets heiter, innig, naiv, gastfrei, fröhlich mit den Fröhlichen — theilnehmend an allem Menschlichen! Und dazwischen immer wieder an sich selbst, an seiner höheren Kunstaufgabe arbeitend! Das war Dore's Leben!

Es versteht sich von selbst, daß Dore trotz seiner außerordentlichen Leichtigkeit im Zeichnen und seines unermüdlichen Fleißes doch bei Weitem nicht alle die Tausende und aber Tausende von Holzschnitten und Aquarellen, die seinen Namen tragen, ganz allein gezeichnet, resp gemalt hat. Ein Methusalemalter würde dazu nicht ausgereicht haben. Um den Aufträgen, welche von Verlegern illustrirter Werke aus aller Ländern Europas, aus allen Welttheilen auf ihn eindrangen, gerecht werden zu können, hatte er sich mit zahlreichen Mitarbeitern umgeben, durch die er „anfangen", d. h. den Hintergrund und die Nebenpartien zeichnen, resp. malen ließ, sich die Hineinsetzung der Hauptfiguren und die Vollendung vorbehaltend. Bald hatte er sich einen Stab von Mitarbeitern herangeschult, denen er eine schon etwas selbstständigere Thätigkeit anvertrauen konnte, so daß ihm, wenn er ihnen die Skizzen entworfen, nur noch übrig blieb, dem fertigen Werke den letzten Schliff zu gehen. Schließlich war auch das kaum mehr nöthig, und Dore brauchte fast nur noch seinen Namenszug auf den Klotz oder Karton zu setzen. So rühren zahlreiche Aquarellen des Ariost, der Geschichte der Kreuzzüge u. s. w. von Moynet, Clerget, Bourdelin und nicht wenige der trefflichsten Holzschnitte, die Dore's Signatur tragen, von Regamey und anderen Zeichnern her. Das ist nun einmal das Lehrgeld, welches, seit Kunst geübt wird, alle Gesellen ihren Meistern zahlen müssen. Und der Meister ist genöthigt, diesen Tribut von seinen Jüngern einzuziehen, will er nicht einseitig sich selbst copiren und aufhören, das Ideal zu suchen.

Während zahlreiche, hervorragende Geister, insbesondere diejenigen unserer belesenen Epoche, wo Jedermann sich eine competente Kritik über so ziemlich Alles zutraut, in der verschiedensten Weise beurtheilt wurden, hat Gustave Dore das Glück oder das Unglück gehabt, einstimmig als ein Phänomen der Kunst betrachtet zu werden; aber .... als ein Phänomen, dem etwas fehlt. Was dieses „Etwas" ist, darüber herrscht heute noch große Uneinigkeit unter den Kunstfreunden. Niemand kann Dore eine erstaunliche Productivität bestreiten, wie man seit Rubens Zeiten keine solche erlebt hat. Niemand wagt es, ihm eine Kühnheit der Imagination abzusprechen, wie sie nur wenige andere Maler unseres Jahrhunderts besaßen. Alle Welt muß seine Vielseitigkeit bewundern, denn kein Gebiet der bildenden Kunst blieb ihm fremd, von der Illustration, Gravüre, Aquarell-, Landschafts-, Genre-Malerei, bis zur Historienmalerei und Bildhauerei. Jeder Sachkundige, oder wer auch nur mit einigem Geschmack von der Natur begabt wurde, muß ihm eine Compositionsgabe einräumen, wie sie nur den hervorragendsten Kunstgenies eigen gewesen ist. Dreist wäre aber auch Derjenige, welcher bei ihm den Sinn für Farbe, für Harmonie der Farben vermissen wollte. Namentlich viele der Landschaften, welche Dore in den letzten Jahren erzeugte, sind wahre Wundergebilde von stimmungsvoller Tonalität, — und die Farbe ist ja fast Alles in der Landschaft! Was ist also das Fehlende? Dore war von einem bösen Geiste verfolgt, von der Ruhmsucht, und hatte kein Glück dabei; er fühlte Feldherrntalent in sich, verlor aber die erste große Schlacht. Einmal geschlagen auf dem Felde der großen Kunst, in der Historienmalerei, seinem Ideal, war keine Rettung mehr: die Kunstkritik der Tagespresse, die selten ermuthigt, aber dafür um so häufiger schon manches Streben im Keime erstickt hat, sprach Gustave Dore, als er mit seinen ersten räumlich großen historischen Compositionen vor die Oeffentlichkeit trat, die freilich in coloristischer Beziehung noch vieles zu wünschen übrig ließen, schroff jeden Sinn für Coloristik ab, — das Wort in seiner modernen Bedeutung genommen. Mit Recht oder Unrecht glaubte sich Dore systematisch angefeindet und verfiel der Entmuthigung, ja der Verzweiflung, als seine unbestreitbaren Fortschritte keine Würdigung mehr fanden und das große Publikum allerwärts den Satz nachbetete: „Dore ist kein Maler!"

Was unter der Bezeichnung „Colorist" eigentlich zu verstehen ist, darüber sind sich „die Gelehrten" kaum einig, und wird man auch wohl nie ganz darüber werden. Tizian, Rembrandt und Delacroix galten für große Coloristen, allein die Malerei eines jeden derselben ist gewiß himmelweit von der des andern verschieden. Auch hat der Satz allgemein Geltung erlangt, daß man in sehr verschiedener Weise Colorist sein kann.

Was Tizian betrifft, so ist dieser in Bezug auf Farbengebung unnachahmbar geblieben, und wir gehen nicht weiter darauf ein, ob das „Warme", „Brennende", Interessante, das für unsere Augen überaus Reizende seines Colorits eine ursprüngliche und innere Eigenschaft seiner Malweise ist, oder ob das hohe Alter der Tizianischen Bilder das Vergelben des Firniß, wodurch ganz eigenthümliche, technisch unnachahmbare Farbentöne entstehen, zu dieser Erscheinung beiträgt, oder ob die Harmonie des Ganzen, an seinen Portraits z. B. vorzugsweise durch das malerisch vortheilhafte Costüm aus jener Zeit hervorgebracht wurde, oder endlich, ob nicht die große Ehrfurcht, mit welcher Generationen hindurch der Name Tizian von aller Welt ausgesprochen wurde, in unseren Köpfen eine Stimmung hervorruft, welche theilweise der Reflex gerade dieser Tradition ist. Bei der Nachahmung des Rembrandt'schen Kolorits ist man womöglich noch viel weiter hinter dem Original zurückgeblieben, als betreffs der Tizian'schen Bilder. In der Londoner Nationalgallerie z. B. hängt das Portrait einer alten Frau, gezeichnet: Rembrandt 1634, an welchem sich mehrere der geschicktesten Portraitisten der Neuzeit vergeblich abgemüht haben, um auch nur eine annähernd genaue Copie zu Stande zu bringen. Rembrandt's Farbengebung ist so durchaus einzig in ihrer Art, daß sie zur Kennzeichnung der coloristischen Richtung überhaupt keinen Maßstab mehr liefert.

Was nun die Manier des hauptsächlichen Stifters des neuesten coloristischen Genres, Delacroix, anbelangt, so ist dieselbe in der mannigfachsten Weise und mit den verschiedensten technischen Mitteln nachgeahmt, modificirt oder verschlechtert worden. Von diesem jetzt vielbeliebten Behandlungsmodus hätte Dore sich inspiziren lassen müssen, wollte er die Kritik für sich gewinnen, welche heutzutage in der ganzen französischen Presse das große Wort führt, die Kritik, welcher auch das reiche Albion, wo der in dem geldgierigen Paris enttäuschte Künstler nicht das Echo des systematischen Tadels wiederzufinden glaubte; die Engländer priesen zwar aus voller Brust seine historischen Schöpfungen, und lobten sie auf der permanenten Ausstellung, der „Dore Gallery" in Old Bond Street, kauften sie aber nicht.

Kurz, die koloristische Schule macht sich im Großen und Ganzen zur Aufgabe, vorwiegend durch das Farbenspiel den Geist anzuregen, resp. alle Monotonie der Farben zu vermeiden und dadurch unterhaltend zu wirken, während die andere Richtung sich, was Farbe anbelangt, insbesondere durch Langweiligkeit auszeichnet und nebenbei meistens noch mehr oder weniger jede Erinnerung an die Natur verscheucht, den Kunstbegriff über Alles stellt, aber von der Farbenharmonie, wie sie die natürliche Erscheinung zeigt, so gut wie nichts wiederzugeben vermag.

Gustav Dore muß trotz seiner hohen künstlerischen Begabung in die letztere Kategorie eingeschrieben werden, soweit er aus der "grande peinture" seine Lebensaufgabe gemacht hat und seinen koloristischen Sinn, den er unstreitig bei räumlich kleineren Arbeiten oft kundgab, nicht auf den riesengroßen Oberflächen seiner historischen Gemälde anzuwenden vermochte. Beruhte dieser Mißerfolg auf einem angeborenen Mangel seines Auges, das sich vor großen Oberflächen täuschte? Oder hatte er sich die alten Fresko-Maler zum Vorbild genommen, die man heute noch ungeachtet der Eintönig